Zeitschrift: Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: 69 (1976)

Artikel: Wieviel Platz braucht ein Löwe?
Autor: Hediger, Heini
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-986763

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

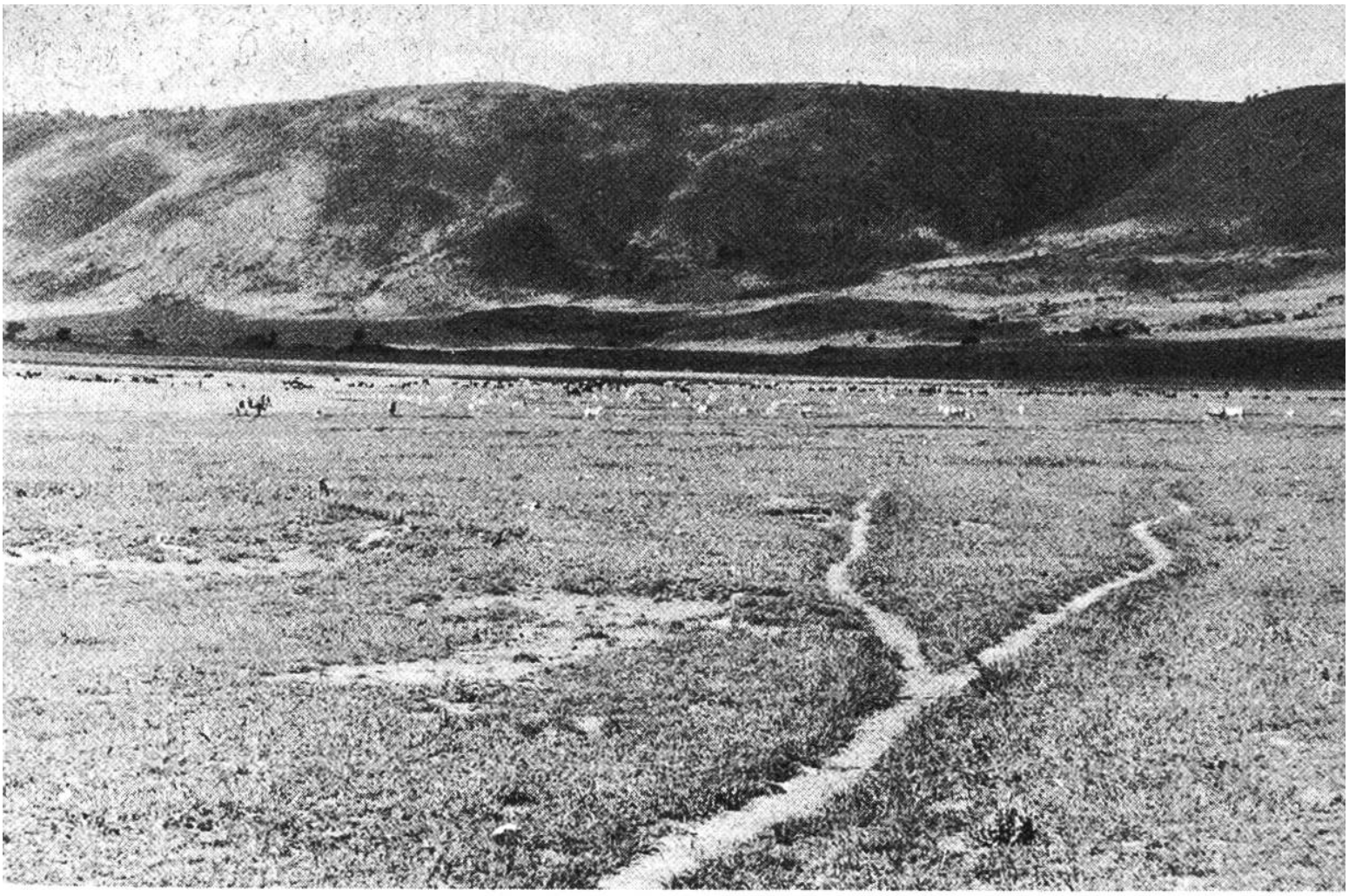
Wieviel Platz braucht ein Löwe?

Das ist eine verblüffende Frage. Eine weitere: Was heisst das: «Vaterfamilie» beim australischen Strauss? Auf solche Fragen gibt die Tier-Verhaltensforschung Antwort. Wir haben daher den Tierforscher Prof. Heini Hediger gebeten, uns einiges über die Tier-Verhaltensforschung zu erzählen.

Freilebende Tiere sind nicht frei

Die sogenannt freilebenden Tiere leben in Wirklichkeit gar nicht frei, weder in räumlicher noch in zeitlicher noch in persönlicher oder sexueller Hinsicht. Räumlich sind die Tiere eingeschränkt in ein Territorium, das heisst in denjenigen Land- oder Wasser-Raum, den das betreffende Tier bzw. seine Familie, ein Rudel, eine Herde, ein Schwarm usw. zum Leben beansprucht. Jede derartige Gruppe, handle es sich um Pflanzenfresser oder um Raubtiere, braucht so viel Raum, dass dieser genügend Nahrung hervorbringt an Pflanzen oder Beutetieren.

Eine Antilopenfamilie benötigt eine bestimmte Anzahl Hektaren Steppe, um darauf zu weiden. Eine Löwenfamilie, die von Antilopen, Zebras usw. lebt, braucht ein Territorium, auf dem so viele Beutetiere leben, dass die Löwen davon existieren können. Ein Löwenterritorium muss also viele Quadratkilometer (etwa 20–40) umfassen, während ein Eidechsenpaar oder eine Waldmausfamilie mit wenigen Quadratmetern auskommt. Einer afrikanischen Straussenfamilie ist es zum Beispiel gleichgültig, ob in ihrem Territorium auch noch Perlhühner oder Sekretärvögel wohnen. Wehe aber, wenn ein anderer Straussenhahn ins besetzte Territorium einzudringen versucht – das würde zu einem schweren Kampf führen. Das Entsprechende gilt für Eidechsen, Nachtigallen, Krokodile, Stichlinge oder Löwen.

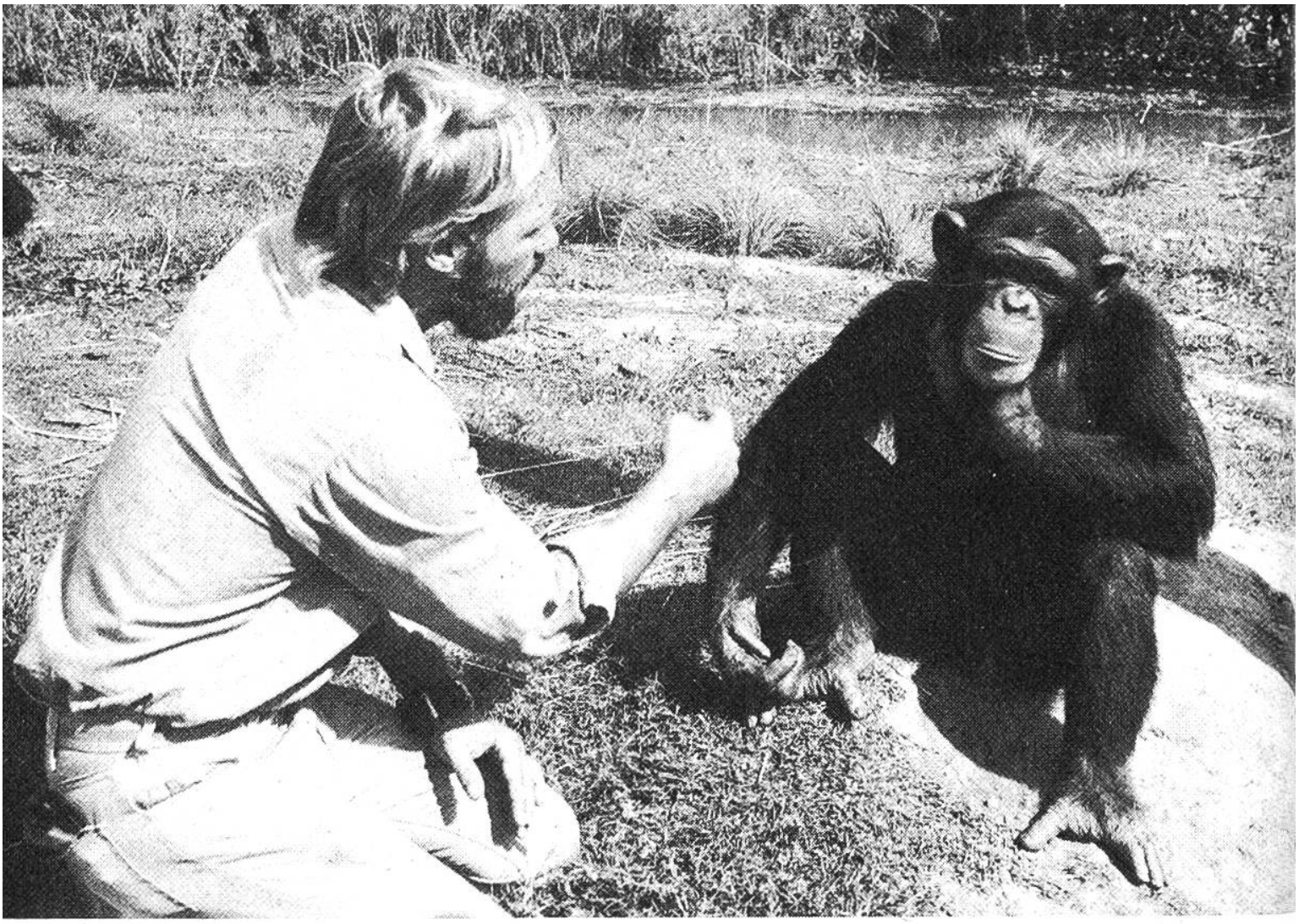


Die Territorien der freilebenden Tiere sind durchzogen von einem Strassensystem, das sie selber angelegt haben, wie zum Beispiel die Gnus und Zebras im Ngorongoro-Krater in Ostafrika.

Kennzeichnung des Grundbesitzes

Um derartige Grenzverletzungen bzw. Invasionen nach Möglichkeit zu vermeiden, muss das Territorium kenntlich gemacht, das heisst, es muss markiert werden. Diese Territoriumsmarkierung erfolgt auf ganz verschiedene Weise, je nach den Sinnesorganen der beteiligten Tiere. Augentiere geben vorwiegend optische Signale, viele Vögel akustische durch ihren Gesang. Nasentiere bringen duftende Besitzmarken an mit Hilfe von Harn- oder Drüsenausscheidungen.

Derartige Markierungen haben auch noch andere Funktionen, so können sie im Gelände zum Beispiel auch der eigenen Orientierung dienen. Neben solchen Fixpunkten enthält ein Territorium meistens weitere, wie Schlafstellen, Futterstellen, Bad, Vorratsräume, ein Örtchen für die Abgabe von Kot und Harn usw. – ganz ähnlich wie das menschliche Territorium. Der weitaus wichtigste Fixpunkt ist das sogenannte Heim, der Ort optimaler Geborgenheit, wohin das Tier bei Verfolgung durch Feinde flüchtet, wo es ruht, seine Jungen zur Welt bringt usw. Zu diesem Raumsystem kommt hinzu ein Zeitsystem, das heisst, Menschen und Tiere folgen in der Regel einem bestimmten Fahrplan; sie müssen an bestimmten Or-



Hier wird das Lernvermögen der berühmten Schimpansin «Washoe» stark beansprucht: Man versucht, ihr die amerikanische Taubstummensprache beizubringen.

ten ihres Territoriums zu bestimmten Zeiten bestimmte Tätigkeiten ausüben. So weiss der Jäger, in welcher Jahreszeit und zu welcher Tageszeit ein bestimmter Rehbock seines Reviers den Waldrand verlässt und auf die Wiese wechselt.

Auch Tiere haben Strassen

So wie der Mensch, hat auch das Tier ein Strassensystem (die «Wechsel» in der Jägersprache), welches – von ihm selbst angelegt – die verschiedenen Fixpunkte seines Territoriums miteinander verbindet. An diesen Wechseln wird, wie an der übrigen Einrichtung, mit ausserordentlicher Zähigkeit festgehalten. Man weiss von verschiedenen Tieren, dass sie ihre Wechsel regelrecht auswendig kennen, so dass sie sich im Notfall mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit darauf in Sicherheit bringen können, wenn sie verfolgt werden. Tiere sind sehr konservativ in ihrem Verhalten, besonders auch in bezug auf ihre traditionellen Wechsel, die oft durch Generationen hindurch beibehalten werden.

Nicht nur bei den Affen und Wölfen, sondern bis hinab zu den Fischen gibt es strenge Regeln des gesellschaftli-

chen Umgangs. Eine Herde, ein Schwarm, eine Familie usw. ist meist straff durchorganisiert in dem Sinne, dass einem bestimmten Individuum, dem sogenannten Alpha-Tier, die höchste Stellung zukommt, einem anderen die zweithöchste usw. bis hinunter zum sozialen Aschenbrödel, das sich von allen Höherstehenden alles gefallen lassen muss.
Auch die Form der Familie, die Familienpflichten usw. sind streng geregelt. Man spricht zum Beispiel von Eltern-, Mutter- und Vaterfamilie, um nur die gröbste Einteilung zu verwenden. Beim Wolf oder beim afrikanischen Strauss haben wir es mit einer typischen Elternfamilie zu tun, das heisst, Vater und Mutter sind an der Aufzucht der Jungen beteiligt. Beim Brüten findet eine regelmässige Ablösung nach einem bestimmten Zeitplan statt.
Bären haben das strikte Mutterrecht, und der Vater darf nicht einmal in die Nähe der Jungen kommen. Beim Emu, dem australischen Strauss, besteht das Gegenteil: die reine Vaterfamilie. Der Hahn allein brütet die Eier aus und führt die Küken. Entsprechendes gibt es sogar bei Fischen. Wo wir auch hinsehen im Tierreich: überall stossen wir auf Gebundenheit anstatt auf die vermeintliche Freiheit.

Das Verhalten der indischen Brillenschlange hat wenig mit Erlerntem zu tun. Sie kann weder «tanzen» noch die Musik hören, da ihr Ohren fehlen. Durch die Bewegungen des Gauklers gereizt, richtet sie sich instinktiv auf in drohender Abwehr.

Instinkt und Intelligenz

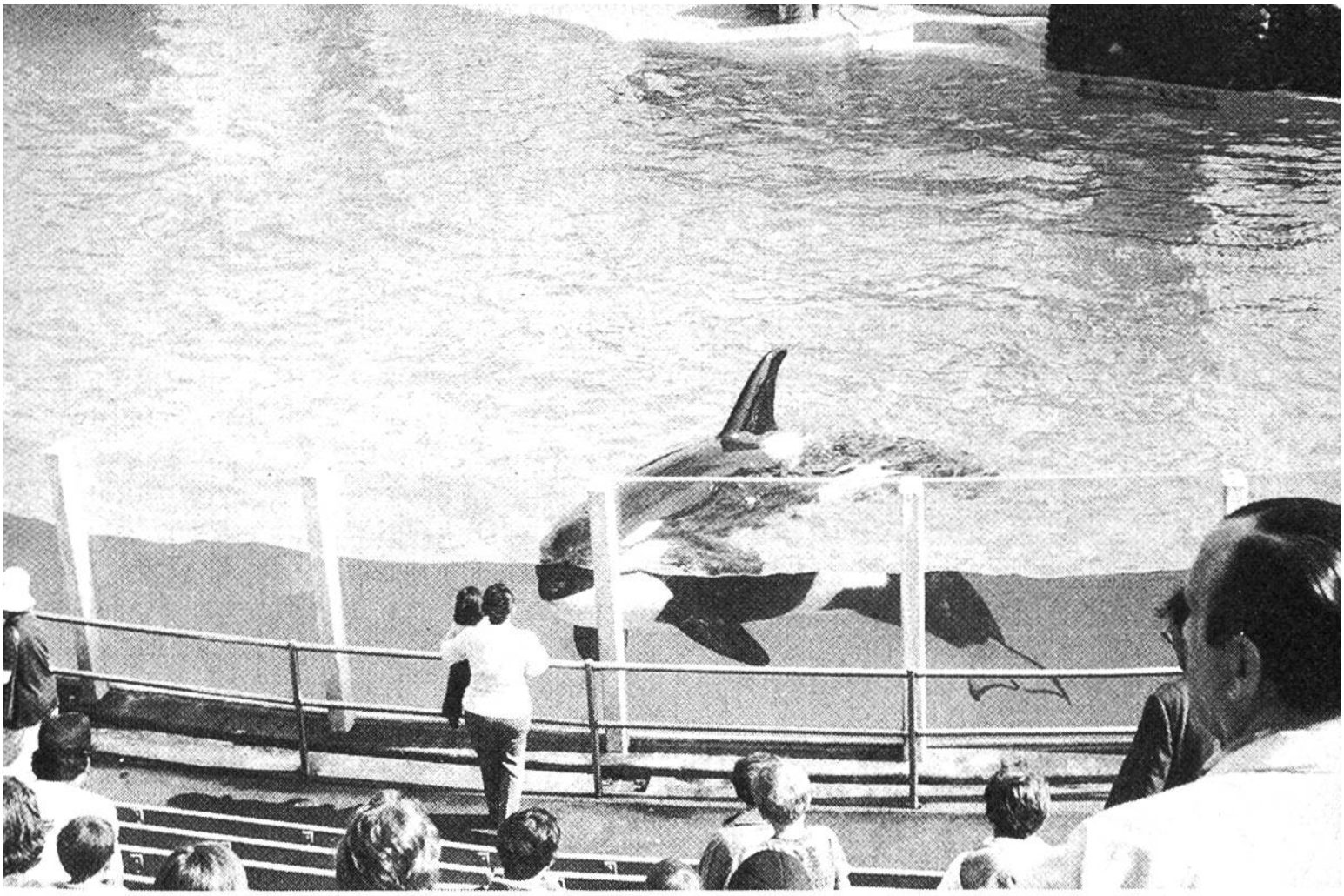
Zwei grundsätzliche Möglichkeiten sind in der Natur vorgesehen, um die entscheidenden Leistungen des Tieres erfolgreich zu bewerkstelligen: angeborenes Verhalten (Instinkt) einerseits und erlerntes Verhalten (Intelligenz) andererseits. Zwischen beiden ist nicht immer leicht zu unterscheiden, weil sie auf mannigfache Weise miteinander verflochten sein können. So ist beispielsweise das Fortpflanzungsverhalten den meisten Tierarten bis in feinste Einzelheiten angeboren, nicht aber den Schimpansen und anderen Menschenaffen. Sie

Die Grundbesitze (Territorien) der Tiere weisen eine bezeichnende, für jede Art besondere Inneneinrichtung auf. Rothirsche brauchen zum Beispiel eine Suhle (Schlammbad). Diese fehlt selbst bei nahe verwandten Arten wie dem Reh und dem Damhirsch.

bedürfen hinsichtlich Paarung, Säuglingspflege usw. der Aufklärung, die sie während ihrer Jugend durch das Vorbild der älteren Tiere ihrer Gruppe erhalten.

Zu den wichtigsten Verhaltensweisen des freilebenden Tieres gehört zweifellos die Flucht. Die rechtzeitige Erkennung von drohenden Feinden und eine zweckmässige Fluchtreaktion sind in der Tat die vordringlichsten Verhaltensweisen; sie entscheiden in der freien Natur in erster Linie über Leben und Tod. So gut wie jedes Tier von Feinden bedroht wird. Der Universalfeind ist heute der Mensch. Wo immer dieser auftaucht, antwortet das Tier mit der ihm eigentümlichen Fluchtreaktion. Nur Tiere in menschenfreien Gegenden, wie die Pinguine der Antarktis, kennen kein Fluchtverhalten.

Der Mensch hat es in der Hand, durch behutsames, geschicktes Vorgehen diese bedeutsame Fluchtschranke zu überwinden. Er kann besonders junge Tiere zähmen, das heisst zum Aufgeben ihrer tiefsitzenden Fluchttendenz bringen. Zahme Tiere sehen im Menschen nicht mehr einen gefährlichen Feind, sondern ein vertrautes Mitgeschöpf, unter Umständen sogar einen eigenen Artgenossen.



Selbst die gefürchteten Mörderwale, die mit ihrem gewaltigen Gebiss gleich mehrere Seehunde oder Seelöwen vertilgen können, werden in menschlicher Obhut vollkommen zahm und lassen sich zu erstaunlichen Kunststücken abrichten.

Der Mensch als Artgenosse

Überall wo Tier und Mensch in einer gewissen Intimität zusammenleben, wie etwa im Zoo oder im Zirkus (oder wie der Hund und sein Herr), wirkt sich die Menschen und Tieren gemeinsame Angleichungstendenz aus, beim Menschen als Vermenschlichungstendenz, beim Tier als Vertierlichungstendenz. Dem Hund gibt der Mensch einen menschlichen Namen und spricht mit ihm wie mit einem Menschen (Vermenschlichungstendenz). Der Hund seinerseits betrachtet den Menschen als einen überlegenen Meutengefährten (Vertierlichungstendenz). Zahme Tiere sind leichter zu beobachten als wilde mit vollem Fluchtverhalten; denn sie lassen sich durch die Gegenwart des menschlichen Beobachters nicht stören, weil er ihnen keinen Feind mehr bedeutet.

Wer nach einem einfachen Rezept sucht, um an Tieren sinnvolle Beobachtungen zu machen, die unter Umständen auch wissenschaftlich wertvoll sein können, dem sei folgende Faustregel empfohlen. Er braucht sich im Hinblick auf die zu untersuchenden Tiere nur zu fragen: Wer tut wo, wann, was, wie?

Heini Hediger